

Impressum

Hartmut Ihnenfeldt (Hrsg.), *Mallorca, die goldene Insel*



Reisebücher in Print und Digital - Reisecontent

Königsberger Straße 11

23701 Eutin

www.reisebuch.de

info@reisebuch.de

Inhaltsverzeichnis

[Vicente Blasco Ibañez, *Die Schatten der Vergangenheit*](#)

[Tom Crichton, *D-Day Mallorca*](#)

[Tom Crichton, *Stierkämpfer laufen niemals davon*](#)

[Robert Graves, *Está en su casa*](#)

[Karl Otten, *Der Leuchtturm*](#)

[Santiago Rusiñol, *Ruhige Läden*](#)

[Santiago Rusiñol, *Noch mehr Höhlen*](#)

[Jules Verne, *Abenteuer in Palma*](#)

[Mario Verdaguer, *Zu Besuch beim Erzherzog*](#)

[Mario Verdaguer, *Ludwig Salvator und Catalina Homar*](#)

[Gordon West, *Das Lied der Eisenbahn*](#)

[Quellenangaben](#)

[Zu den einzelnen Autoren](#)

[Disclaimer](#)

Vicente Blasco Ibañez, *Die Schatten der Vergangenheit*

Pablo Valls war eine bekannte Persönlichkeit in ganz Palma. Wenn er auf der Terrasse eines der eleganten Cafés an der Avenida Borne Platz nahm, drängte sich bald ein dichter Kreis von Zuhörern um ihn, angezogen durch seine lebhaften Gesten und die laute Stimme.

„Gewiss, ich bin Chueta, und ...? Ein ganz reinrassiger Jude! Meine ganze Familie stammt aus dem Ghetto. Als ich noch den Roger de Laura führte und eines Tages in Algier ankerte, blieb ich bei einem Gang durch die Stadt einen Augenblick vor der Synagoge stehen. Ein weißbärtiger Türhüter schaute mich prüfend an und sagte: „Du darfst herein, du bist einer der Unsrigen.“ Ich gab ihm die Hand und antwortete: „Ich danke dir, Glaubensgenosse.“

Die Umstehenden lachten, und Kapitän Valls schaute nach allen Seiten, als ob er Häuser, Menschen und die Seele dieser Insel, die seine Rasse seit Jahrhunderten mit Hass verfolgte, herausfordern wollte.

Der Schnitt seines Gesichtes verriet deutlich seine Abstammung: starke, gebogene Nase, hervorspringendes Kinn und Augen von der Farbe des Bernsteins mit kleinen braunen Punkten. Das Haar war eher rot als blond.

Er hatte alle Meere befahren, zwischendurch längere Zeit in England und den Vereinigten Staaten gelebt. Durch den Aufenthalt in diesen Ländern, die keinen religiösen Hass kennen, wurde in ihm die streitsüchtige Stimmung genährt, mit der er gegen die traditionellen Vorurteile seiner Heimat anging.

Die anderen Chuetas der Insel, durch jahrhundertelange Verfolgung und Verachtung vollkommen eingeschüchtert, verheimlichten ihre Abstammung oder suchten sie durch Demut und Unterwürfigkeit in Vergessenheit zu bringen. Kapitän Valls dagegen nahm jede Gelegenheit wahr, um sich öffentlich als Chueta zu bekennen.

„Ich bin Chueta, und ...?“ rief er, „von derselben Rasse wie Jesus, Petrus und andere Heilige, die man auf den Altären hier verehrt. Die Buttifarras von Mallorca sind stolz auf ihre Ahnen, zählen aber nur nach Jahrhunderten. Ist mein Blut nicht edler? Ist meine Familie nicht älter? Mein Stammbaum geht zurück auf die Patriarchen der Bibel. Überhaupt die ganze Abstammung der Spanier! Alle sind Nachkommen von Mauren oder von Juden, und wer das nicht ist ...“

Hier hielt er inne und fügte nach einer kurzen Pause mit Nachdruck hinzu:

„Ja, der ist Abkömmling von einem Pfaffen.“

Auf der Pyrenäenhalbinsel kennt man nicht den traditionellen Hass gegen die Juden, der noch heute die Bevölkerung von Mallorca in zwei Klassen teilt. Pablo Valls fasste die Wut, wenn er von seiner Heimatinsel sprach. Die jüdische Konfession existierte überhaupt nicht mehr. Die letzte Synagoge war vor Jahrhunderten zerstört worden. Wer von den Juden damals nicht zum Katholizismus übertreten wollte, wurde durch die Inquisition verbrannt. Die Chuetas von heute gehörten zu den eifrigsten Katholiken von ganz Mallorca. Den ihrer Rasse eigenen Fanatismus zeigten sie auch in dem neuen Glauben. Die Begüterten unter ihnen waren immer Parteigänger der reaktionären Konservativen. Und trotzdem war dieselbe Antipathie wie vor Jahrhunderten gegen sie lebendig. Sie blieben isoliert, und keine soziale Klasse wollte irgendwie eine Verbindung mit ihnen eingehen.

„Seit vierhundertfünfzig Jahren“, fuhr Pablo Valls fort, „werden wir mit Weihwasser getauft. Doch immer noch sind wir die Verfluchten, die Verworfenen, wie vor dem Übertritt. Ist das nicht ein grausamer Witz? ... Auf Mallorca gibt es eben zwei Arten von Katholizismus, eine für uns Chuetas, die andere für euch.“

Für das Verhalten der Angehörigen seiner Rasse hatte Don Pablo nicht das geringste Verständnis:

„Diesen Feiglingen geschieht ganz recht. Warum hängen sie mit solcher Liebe an dieser Insel, auf der das Chorhemd

die Herrschaft führt. Um auf Mallorca bleiben zu können, haben sie ihren Glauben gewechselt, und heute, wo sie wirklich Christen sind, bezahlen sie diese Dummheit doppelt und dreifach. Warum blieben sie nicht Juden und zerstreuten sich über die ganze Welt, wie es andere getan haben? Darin wären sie heute angesehen, reich, vielleicht Bankiers von Königen. Stattdessen sitzen sie weiter in ihren Läden in der Judengasse und fabrizieren silberne Handtaschen.“

In religiöser Hinsicht war der Kapitän ein großer Zweifler und griff alles an: die Juden, die ihrem alten Glauben treu geblieben waren, die Übergetretenen, die Katholiken, die Mohammedaner, mit denen ihn seine Reisen an den afrikanischen Küsten und in Kleinasien viele Jahre lang zusammengeführt hatten. Dann wieder gab es bei ihm Momente, in denen er eine gewisse Achtung vor seiner Rasse zeigte. Er war Semit und erklärte voller Hochmut:

„Wir sind das erste Volk der Welt. Solange wir in Asien waren, starben wir vor Hunger, und die Läuse fraßen uns auf, denn es gab niemanden, mit dem wir handeln oder dem wir Geld leihen konnten. Trotzdem aber haben wir der Menschenherde die Führer gegeben, die auch noch in den kommenden Jahrhunderten ihren Einfluss ausüben werden.“

Temperamentvolle Betrachtungen wie diese stellte der Kapitän des Öfteren an, und immer wusste er durch die Schärfe seines Geistes, die Ehrlichkeit seiner Kritik, einen nachhaltigen Eindruck bei seinen Zuhörern zu hinterlassen. Er sprach schonungslos, jederzeit aber auch vom Gedanken des Fortschritts bestimmt.

Die Geschichte der Juden auf Mallorca fasste Pablo Valls in wenigen Worten zusammen. Ursprünglich gab es auf der Insel viele, sehr viele Juden. Ein großer Teil des Handels befand sich in ihren Händen, und zahlreiche Kauffahrteischiffe gehörten ihnen. Die Febrer und andere christliche Fürsten nahmen keinen Anstoß daran, gemeinsame Geschäfte mit ihnen zu machen. Das waren die Zeiten der Freiheit.

Die Verfolgung mit ihren barbarischen Gräueln gehörte

einer jüngeren Epoche an. Damals fand man Juden als Schatzmeister und Leibärzte der spanischen Höfe. Als dann der Hass gegen sie einsetzte, traten die reichsten und klügsten Hebräer freiwillig zum Katholizismus über, rechtzeitig genug, um der bald kommenden Inquisition zu entgehen. Sie vermischten sich mit den Familien des Landes, und ihre Herkunft wurde allmählich vergessen.

Diese Katholiken schürten mit dem Eifer der Neubekehrten die Verfolgung gegen die früheren Glaubensgenossen am meisten. Die Chuetas von heute, die einzigen Bewohner von Mallorca, deren jüdische Herkunft feststand, waren die Nachkommen der Familien, denen durch die Inquisition der katholische Glaube aufgezwungen wurde.

Chueta zu sein, aus der Judengasse zu stammen, bedeutete das Schlimmste, was einem Bewohner von Mallorca begegnen konnte. Wohl wurde später in Spanien durch liberale Gesetze die Gleichheit aller Staatsbürger anerkannt. Ging der Chueta von Mallorca nach der Pyrenäenhalbinsel, so genoss er dort dieselben Rechte wie jeder andere Bürger. Auf seiner Insel aber blieb er ein Verfehmter. Es machte keinen Unterschied, ob er reich war wie der Bruder des Kapitäns Valls oder klug und tüchtig wie manche andere.

Viele Chuetas, die nach Spanien auswanderten, hatten dort Rang und Würden erworben, im Heer oder in der Verwaltung. Anderen war es gelungen, ein großes Vermögen anzuhäufen. Bei ihrer Rückkehr nach Mallorca machten sie die Erfahrung, dass der letzte Bettler sich ihnen überlegen dünkte und sich für berechtigt hielt, sie und ihre Familien zu schmähen. Die Isolierung, in der sich dieses vom Meer umgebene Stückchen Spanien befand, hatte es vermocht, den Geist vergangener Jahrhunderte unberührt zu erhalten.

Vergeblich beteten die Chuetas in ihren Häusern die Litaneien mit lauter Stimme, um von Nachbarn und Vorübergehenden gehört zu werden, ähnlich ihren Vorfahren, die den Braten auf das Fensterbrett stellten als Beweis, dass sie Schweinefleisch aßen. Der traditionelle Hass bestand weiter. Die katholische Kirche blieb grausam und unzugänglich. Den Söhnen von Chuetas waren die

geistlichen Seminare verschlossen. Kein Nonnenkloster nahm eine Novizin aus der Judengasse auf. Die Töchter von Chuetas konnten sich in Spanien mit hervorragenden Männern verheiraten. Auf Mallorca fand sich schwerlich ein Christ, der ihre Hand und ihren Reichtum angenommen hätte.

„Schlimme Menschen“, fuhr Don Pablo ironisch fort, „arbeitsam und sparsam, leben sie friedlich im Schoße ihrer Familie und sind katholischer als die andern. Aber sie sind Chuetas, und irgendetwas muss doch vorhanden sein, dass man sie so hasst. Sie haben in der Tat einen verborgenen Defekt!“

Und der Kapitän erzählte lachend von den einfältigen Bauern, die noch bis vor gar nicht langer Zeit glaubten, dass die Chuetas einen Schwanz trügen. Mehr als einmal hatten sie ein Kind aus der Judengasse ausgezogen, um das Schwänzchen zu sehen.

„Und mein Bruder!“ fuhr Pablo Valls fort, „mein frommer Bruder Benito, der vor jedem Heiligenbild niederkniert!“

Alle lachten, denn sie wussten, worauf der Kapitän anspielte. Als Don Benito Valls ein kleines, neu erworbenes Gut im Innern der Insel zum ersten Male besuchte, rieten ihm die Nachbarn, nicht im Hause zu übernachten, denn seit Menschengedenken hatte kein Chueta im Dorfe geschlafen. Don Benito aber blieb. Als er erwachte, kam es ihm vor, als hätte er wenigstens zwölf Stunden Schlaf hinter sich. Trotzdem war es um ihn tiefe Nacht. Nicht der kleinste Lichtstrahl drang durch die Spalten der Jalousien. Er öffnete ein Fenster, um hinauszusehen, und schlug mit dem Kopfe heftig an. Er versuchte die Tür zu öffnen. Vergeblich! Während er schlief, hatten die Dorfbewohner sämtliche Fenster und Türen vermauert, und dem Chueta blieb nichts übrig, als sich unter dem Gelächter der Bauern vom Dach herunterzulassen. Diese Probe genügte ihm. Er trug kein Verlangen, in einer anderen Nacht vielleicht unter Flammen aufzuwachen.

Beim Tode des Vaters hatte Don Benito, als der Ältere, die große Handelsfirma übernommen, wobei sein Bruder Pablo

um viele Tausende von Duros zu kurz gekommen war.

„Das kommt bei euch ja auch vor“, sagte der Kapitän sarkastisch, „bei Erbschaften gibt es weder Rasse noch Credo. Geld kennt keine Religion.“

Manchmal kam Pablo Valls auch auf die unaufhörlichen Verfolgungen der Vergangenheit zu sprechen. Der geringste Vorwand genügte, um die Judengasse zu überfallen. Wenn die Bauern Konflikte mit den adligen Großgrundbesitzern hatten und bewaffnet in Palma eindringen, so war das Ende stets, dass beide Parteien zum Stadtviertel der Chuetas zogen, niedermetzelten, was sich zur Wehr setzte, und die Läden ausraubten.

Erhielt ein auf Mallorca stationiertes Bataillon Befehl, sich nach Spanien einzuschiffen, um an einem Kriege teilzunehmen, so meuterten die Soldaten, verließen ihre Kaserne und plünderten die Judengasse. Blieben bei einer Revolution in Spanien die Reaktionäre siegreich, so stürmten ihre Anhänger in Palma die Häuser der Chuetas, nahmen mit, was sich der Mühe lohnte, und machten aus den Möbeln Scheiterhaufen. In die Flammen warfen sie die Kruzifixe ... Kruzifixe von Judenabkömmlingen mussten gefälscht sein!

Es gab eine Liste mit verdächtigen Familiennamen, um die wirklichen Chuetas festzustellen. Dieses berüchtigte Namensverzeichnis war während der Autodafés durch das Inquisitionstribunal angefertigt worden. Gegen die Abkömmlinge dieser Familien richtete sich der Hass des Volkes.

„Welches Glück, katholisch geworden zu sein! Die Vorfahren wurden auf dem Scheiterhaufen geröstet, und die Nachkommen bleiben trotz Taufe und Weihwasser für Jahrhunderte gekennzeichnet.“

Der Kapitän verlor seinen ironischen Ton, wenn er auf die Inquisition zu sprechen kam. Sein Gesicht wurde zornrot, die Augen blitzten in grimmiger Empörung.

Um ruhig leben zu können, waren sämtliche Juden im 15. Jahrhundert übergetreten. Für die Inquisition bestand aber

die Notwendigkeit, etwas zu tun, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Jeder, gegen den auch nur der Verdacht vorlag, noch am jüdischen Glauben zu hängen, war ihrem Tribunal verfallen. Auf der Avenida Born fanden große Schauspiele statt, und zwar, wie die Chronisten jener Zeit berichten, „genau nach dem Vorbild der prächtigen Veranstaltungen, die man in Madrid, Palermo und Lima organisierte, um den Triumph des Glaubens zu verherrlichen“. Viele Chuetas wurden öffentlich verbrannt, andere ausgepeitscht. Manche entgingen dem Tode nur dadurch, dass sie die Schande auf sich nahmen, in einer mit Teufeln bemalten Kapuze und mit einer grünen Kerze in der Hand öffentlich zur Schau gestellt zu werden.

Allen aber, ohne Ausnahme, nahm man das gesamte Vermögen. Das Inquisitionstribunal wurde reich. Damals kam der Brauch auf, dass alle Chuetas, soweit sie keinen Fürsprecher unter den Geistlichen fanden, jeden Sonntag von den Schergen zur Messe geführt wurden. Um nicht verwechselt zu werden, mussten diese Unglücklichen Schleier tragen. Schmähungen und Steinwürfe der gläubigen Menge begleiteten sie auf ihrem Wege zur Kathedrale. In dieser niemals endenden Qual starben die Väter. Aus den Kindern wurden Männer, neue Opfer für den Hass des Volkes.

Verschiedene Familien fassten den Entschluss, dieser Schande ein Ende zu machen und zu fliehen. Sie trafen sich in einem Obstgarten, nahe der Stadtmauer. Raffael Valls, ein Mann von Mut und großer Bildung, war der Führer des ganzen Unternehmens.

„Ich weiß nicht mit Bestimmtheit, ob er zu meiner Familie gehörte“, sagte der Kapitän, „denn seitdem sind mehr als zwei Jahrhunderte verflossen. Ich würde es aber als eine große Ehre betrachten, ihn unter meine Vorfahren zu zählen.“

Don Pablo hatte, soweit es ihm möglich war, alle alten Bücher und Dokumente aus der Zeit der großen Verfolgung gesammelt und sprach von den damaligen Ereignissen, als hätten sie sich erst gestern zugetragen.

„Männer, Frauen und Kinder schifften sich auf einem

englischen Segler ein. Aber ein schwerer Sturm warf das Schiff an die Küste von Mallorca zurück. Die Flüchtlinge wurden gefangengenommen. War es nicht unerhört, von Mallorca entfliehen zu wollen, noch dazu auf einem Schiff, dessen Mannschaft Ketzer waren! Drei Jahre lang lagen diese Unglücklichen im Kerker. Die Beschlagnahme ihres Vermögens brachte eine Million Duros. Mit dieser Summe und den Millionen anderer Opfer erbaute das heilige Tribunal in Palma den prächtigsten Palast, den die Inquisition je besessen hat. Die Gefangenen wurden der Folter unterworfen, bis sie bekannten, was ihre Richter zu hören wünschten. Am 7. März 1691 begannen dann die Verbrennungen.

Diese Ereignisse sind von dem besten Chronisten der Welt, dem Jesuitenpater Garau, beschrieben worden, einem Born der theologischen Weisheit, Rektor vom Seminar Monte Sion und Verfasser des Buches "Der triumphierende Glaube", das ich nicht für alles Geld der Erde weggeben würde. Hier ist es. Es begleitet mich überall hin."

Don Pablo zog aus seiner Tasche ein in Pergamenten gebundenes Büchlein mit uraltem, rötlichem Druck, dessen vergilbte Blätter er zärtlich streichelte.

„Gesegnet sei Pater Garau.“ Da es sein Amt war, den Verurteilten geistlichen Beistand zu bringen, hatte er alles aus nächster Nähe miterlebt. So beschrieb er die vielen Tausende der Zuschauer, die aus allen Teilen der Insel herbeigeströmt waren, um am Fest teilzunehmen, die feierlichen Messen, denen achtunddreißig zum Scheiterhaufen Verurteilte beiwohnten, die prächtige Kleidung der Ritter und Schergen, die glänzende Reiterabteilung an der Spitze des Zuges und die Frömmigkeit der Menge, die sonst ihr Mitleid äußerte, wenn ein Bösewicht zum Galgen geführt wurde, aber für diese Feinde Gottes nur Abscheu zeigte. An jenem Tage erwies sich so recht, nach der Meinung des gelehrten Jesuitenpaters, auf wessen Seite der göttliche Beistand wirkte. Die zahlreiche Geistlichkeit marschierte in der Prozession, voll von Freude und Begeisterung, und ohne die geringste Ermüdung wiederholte sie ihre Gebete und Litaneien. Die elenden Verbrecher aber schleppten sich bleich und niedergeschlagen dahin. Wie gut ließ sich

hieraus erkennen, in wessen Seele der himmlische Trost lebendig war!

Die Verurteilten wurden bis zum Fuß der Burg Bellver geführt, wo die Verbrennungen stattfinden sollten. Der Marquis von Leganes, Generalgouverneur der spanischen Inseln, der zufällig mit seiner Flotte im Hafen von Mallorca lag, war durch die Anmut und Schönheit einer jungen Chueta so gerührt, dass er ihre Begnadigung erbat. Das heilige Inquisitionstribunal lobte die christlichen Gefühle des Marquis, wies aber seine Fürbitte zurück!

Pater Garau sollte Raffael Valls zum Tode vorbereiten. Er bezeichnet ihn im "triumphierenden Glauben, als einen Mann von großer Gelehrsamkeit, aber vom Teufel war ihm ein maßloser Hochmut eingeflößt. Er verfluchte die Richter, die ihn zum Tode verurteilt hatten, und weigerte sich hartnäckig, sich mit der heiligen Kirche zu versöhnen". Doch wie kläglich, erzählt der Jesuit weiter, brach dieser Mut in der Todesnot zusammen, und wie erhebend erschien demgegenüber die gelassene Ruhe des Priesters, der den Sünder bis zur letzten Minute ermahnte.

„Der Jesuitenpater“, flocht der Kapitän ein, „war ein Held, in sicherer Entfernung von dem Flammenmeer. Jetzt sollen Sie hören, mit welchem frommen Gemüte er den Tod meines Vorfahren schildert.“

Valls öffnete sein Büchlein da, wo ein Lesezeichen lag, und las langsam vor:

„Solange nur der Rauch vom Feuer ihn erreichte, blieb er unbeweglich wie eine Statue. Als aber die Flammen näherkamen, machte er gewaltige Anstrengungen, um sich loszureißen, bis sich seine Kräfte erschöpften. Er war so fett wie ein Mastferkel und verbrannte von innen heraus. Bevor noch das Feuer seinen Körper berührte, erglühete sein ganzes Fleisch. Er platzte auf, und die Gedärme fielen heraus wie die von Judas: crepiut medius, difusa sunt omnia viscera ejus.“

Die Schilderung dieser barbarischen Vorgänge verfehlte ihre Wirkung nicht. Man hörte kein Lachen mehr. Die Gesichter wurden finster. Der Kapitän Valls ließ seine

Augen im Kreise herumgehen, befriedigt, als hätte er einen Sieg davongetragen.

Als Jaime Febrer sich auch einmal unter den Zuhörern befand, sagte ihm Valls mit grimmiger Stimme:

„Du warst auch zugegen, das heißt, du selbst nicht, aber einer deiner Vorfahren, ein Febrer, trug die grüne Fahne des heiligen Tribunals, und die Damen deiner Familie fuhren in ihren Staatskarossen zur Burg, um der Verbrennung beizuwohnen.“

Don Jaime, dem diese Erinnerungen nicht gefielen, zuckte mit den Schultern:

„Alte Geschichten! Wer denkt noch daran? Höchstens irgendein Narr wie du. Erzähle uns lieber von deinen Erfolgen bei den Frauen.“

Der Kapitän brummte „Alte Geschichten? Die Seele von Mallorca ist heute noch dieselbe wie in jenen Zeiten. Der religiöse Hass und die Rassenfeindschaft sind noch immer lebendig. Nicht umsonst leben wir völlig abseits von der Welt, auf einem Stückchen Erde, rings vom Meer umgeben.“

Bald aber war Valls wieder guter Laune, und wie alle, die durch die ganze Welt gekommen sind, konnte er der Aufforderung nicht widerstehen, von seinen Abenteuern zu erzählen.

Febrer machte es Vergnügen, ihm zuzuhören. Hinter beiden lag eine bewegte und kosmopolitische Vergangenheit, so ganz verschieden von dem monotonen Leben ihrer Landsleute.

Beide hatten Geld mit vollen Händen ausgegeben, mit dem einzigen Unterschiede, dass Valls mit dem angeborenen Geschäftssinn seiner Rasse es verstanden hatte, auch Geld zu verdienen. Heute, zehn Jahre älter als Don Jaime, besaß er ein kleines Vermögen, von dessen Zinsen er einfach aber sorgenfrei leben konnte. Nur für alte Freunde, die ihm von fernen Häfen schrieben, machte er noch dann und wann ein größeres Geschäft.

Seine Schilderungen von Orkanen, Seenot, Hunger und Meuterei interessierten Febrer nicht, nur die Liebesabenteuer in den großen Häfen, in denen sich exotische Laster und Weiber aller Rassen zusammenfinden. Valls, der in seiner Jugend die Segelschiffe seines Vaters befehligte, hatte Frauen aller Klassen und aller Farben kennen gelernt, in Orgien, die mit Strömen von Whisky und Messerstichen endeten.

„Pablo, erzähle uns deine Abenteuer in Jaffa, als die Araber dich niederstechen wollten.“

Und Febrer schüttelte sich beim Zuhören vor Lachen, während der Kapitän im Stillen dachte, dass Jaime eigentlich ein guter Junge sei, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Schade, dass er ein Butifarra war und sich von den Vorurteilen seiner Familie nicht freimachen konnte.

Als Valls auf dem Wege nach Valldemosa in den Wagen von Febrer einstieg, gab er seinem eigenen Kutscher Befehl, nach Palma zurückzukehren.

„Hast du mich wirklich nicht erwartet?“ wiederholte der Kapitän. „Aber ich bin von allem unterrichtet, und da es ein Familienfest ist, darf ich nicht fehlen.“

Jaime tat, als verstünde er diese Anspielung nicht. Der Wagen fuhr in Valldemosa ein und hielt vor einem in modernem Stil erbauten Landhause. Sobald die beiden Freunde das Gartentor öffneten, kam ihnen ein alter, gebrechlicher Herr mit weißem Backenbart entgegen. Es war Don Benito Valls. Er begrüßte Febrer mit matter Stimme, seine Worte manchmal unterbrechend, um Luft zu schöpfen. Demütig dankte er immer von neuem für die hohe Ehre, die Febrer seinem Hause erwies.

„Und ich?“ fragte der Kapitän mit boshafem Lächeln, „bedeute ich gar nichts? Freust du dich nicht, mich zu sehen?“

Don Benito sagte ihm einige freundliche Worte, aber seine Augen verrieten Unruhe. Sein Bruder flößte ihm eine gewisse Furcht ein wegen seiner bösen Zunge. Je weniger

man von ihm sah, desto besser.

Mittlerweile hatten sie das Haus betreten. Jaime, der zum ersten Male hier war, sah sich um. Die Möbel waren modern, aber ziemlich geschmacklos. An den Wänden hingen Kupferstiche und einige schlechte Ölbilder, Landschaften von Valldemosa und Miramar.

Catalina Valls kam die Treppe vom oberen Stockwerk herab. Man bemerkte auf ihrem Kleide noch einige Stäubchen von Reispuder, die verrietten, mit welcher Eile sie ihre Toilette beendet hatte, als sie den Wagen hörte.

Jaime konnte sie zum ersten Male mit Musse betrachten. Sein Urteil erwies sich als richtig. Catalina war groß, hatte einen matten, dunklen Teint, tiefschwarze Augen und auf der Oberlippe einen leichten Flaum. Schlank gewachsen, ließ ihre Figur doch schon eine spätere Fülle ahnen, wie sie sich bei allen Frauen ihrer Rasse nach der ersten Jugend einstellt.

Ihr Charakter schien sanft und unterwürfig zu sein. Sicher würde er an ihr einen guten Lebensgefährten haben, unfähig, in einem gemeinsamen Leben störend zu wirken.

Sie schlug die Augen nieder und errötete, als sie Jaime entgegentrat. Ihre Haltung und ihre verstohlenen Blicke bekundeten den großen Respekt vor einem Mann, von dem sie durch eine ungeheure, gesellschaftliche Kluft getrennt war.

Don Benito führte seine Gäste zum Speisezimmer. Das Frühstück wartete schon eine ganze Weile, denn in diesem Hause hielt man am alten Brauche fest und setzte sich Punkt zwölf Uhr zu Tisch. Febrer, der neben dem Hausherrn saß, verursachte das keuchende Atemholen des Asthmatikers ein unbehagliches Gefühl. In dem Stillschweigen, das zuerst am Tische herrschte, hörte man deutlich das schwere Arbeiten seiner kranken Lungen. Bei einem besonders starken Anfall verdrehte er die Augen, und seine Brust röchelte, dass man befürchten konnte, er würde ersticken. Febrer sah ihn beunruhigt an. Die Tochter aber und der Kapitän, die an diesen Anblick schon gewöhnt waren, achteten nicht weiter darauf.

„Das Asthma, Don Jaime, macht mir sehr viel zu schaffen. In Valldemosa fühle ich mich etwas wohler, in Palma würde ich sterben.“

Febrer dachte an die Qual, diesen Kranken in seiner Nähe ertragen zu müssen. Glücklicherweise würde Don Benito nicht mehr lange leben. In einigen Monaten war diese Plage vorbei. Jaimes Entschluss, in die Familie einzutreten, wurde nicht erschüttert.

Der Kranke kam jetzt auf Febrers Familie zu sprechen:

„Ich hatte die Ehre, mit Ihrem Herrn Großvater, Don Horacio, sehr befreundet zu sein.“

Jaime sah ihn erstaunt an. Welche Lüge! Seinen Großvater hatte zwar jeder Mensch auf Mallorca gekannt. Es war auch seine Art gewesen, sich mit jedem zu unterhalten, jedoch mit einer Reserve, die Respekt einflößte, ohne zu verletzen. Aber Freundschaft? Vielleicht war Benito Valls mit Don Horacio in Verbindung getreten, um für ihn eine Hypothek oder irgendein anderes Finanzgeschäft zu arrangieren.

„Auch Ihrem Herrn Vater stand ich nahe“, fuhr Don Benito fort, ermuntert durch Febrers Stillschweigen. „Ich agitierte für ihn, als er zum Abgeordneten gewählt wurde. Wie weit liegt das zurück! Ich war jung und mein Vermögen erst im Entstehen. Damals gehörte ich zur Fortschrittspartei.“

Kapitän Valls unterbrach ihn lachend: „Heute ist mein Bruder konservativ und Mitglied aller geistlichen Laienbruderschaften.“

„Gewiss, ich bin auch konservativ“, rief der Kranke erregt und ständig nach Luft ringend. „Ich liebe die Ordnung ... ich liebe die Tradition ... mir ist es lieber; wenn diejenigen regieren, die etwas zu verlieren haben. Und die Religion! ...Für die Religion würde ich mein Leben lassen.“

Er legte eine Hand auf sein Herz und atmete schwer, als ob die Begeisterung ihn erstickte. Die Augen zum Himmel gerichtet, betete er mit dem Respekt, den die Furcht erzeugt, die heilige Inquisition an, von der seine Vorfahren verbrannt worden waren.

„Achten Sie nicht auf Pablos Worte“, wandte er sich an Febrer. „Sie kennen ihn ja, diesen Querkopf, diesen Republikaner. Er könnte reich sein, und stattdessen wird er in seinem Alter nicht zwei Pesetas besitzen.“

„Wozu würde mir das Geld auch nützen? Damit du es mir nimmst!“

Nach diesen brüskten Worten des Kapitäns wurde es still am Tisch. Catalina sah bekümmert aus. Sie befürchtete, dass Febrer Zeuge von einer dieser erregten Auseinandersetzungen sein würde, die sie so oft erlebt hatte.

Don Benito zuckte mit den Achseln und tat, als spräche er für Jaime allein. Sein Bruder blieb ein Narr. Er war klug und hatte ein gutes Herz, aber ganz verschrobene Ideen, die er leider öffentlich zum Besten gab. Das war auch der Grund, dass man in der Gesellschaft immer noch gewisse Vorurteile gegen ... hege und dass man immer noch schlecht spräche von ...

Der alte Herr begleitete die abgebrochenen Sätze mit zaghaften Gesten. Die Worte Chueta und Judengasse konnte er nicht über die Lippen bringen.

Don Pablo bedauerte, dass sein aggressives Temperament mit ihm durchgegangen war. Er sah auf seinen Teller und widmete sich ganz dem Essen.

Seine Nichte lachte über den guten Appetit, den er entwickelte. Jedes Mal, wenn ihr Onkel bei ihnen speiste, staunte sie über die Quantitäten, die er verzehren konnte.

„Das kommt, weil ich den Hunger kennengelernt habe“; sagte der Kapitän mit einem gewissen Stolz, „solchen Hunger, dass man in Versuchung kam, sich an den Kameraden zu vergreifen.“

Durch diese Erinnerung angeregt, erzählte er von seinen Abenteuern zur See, von seiner Jugend, als er auf einem Dreimaster nach den Küsten des Stillen Ozeans fuhr. Da er hartnäckig darauf bestand, Seemann zu werden, hatte ihn sein Vater auf einem seiner Zweimaster, einem kleinen

Segler von achtzig Tonnen, eingeschifft, der Zucker von Havanna holen sollte.